

Max Barth: Der Diktator von San Domingo

Im Jänner 1938 übernahm die Republik San Domingo die Verpflichtung, ihrem Nachbarstaat Haiti 750.000 Dollars zu zahlen und in Zukunft für die Sicherheit aller auf dominganischem Gebiet lebenden Haitianer zu garantieren. Die 750.000 Dollars waren Schadenersatz für 5000 Haitianer, die im Oktober 1937 von Dominguanern — Soldaten, Gendarmen und Polizisten, Zivilisten — abgeschlachtet worden waren. Ein Menschenleben wird also mit 150 Dollars berechnet.

Die Insel Haiti, eine der großen Antillen, dem südamerikanischen Festland im Norden vorgelagert, ist politisch unter die beiden Republiken Haiti und San Domingo aufgeteilt. Haiti hat 29.000, San Domingo 49.000 Quadratkilometer Fläche; in Haiti leben aber 2,5, in San Domingo nur 1,5 Millionen Menschen. Die verschiedenen Bevölkerungsdichte erklärt, daß die Einwanderung von Haiti nach San Domingo, nicht umgekehrt, geht.

Haitianische Arbeiter ziehen ins Dominikanische, um auf den Inders, Tabak- und Kaffeeplantagen zu arbeiten, und haitianische Siedler fassen auf dominganischem Boden, vor allem in den Grenzgebieten, Fuß.

In der ersten Oktoberwoche des vergangenen Jahres ging in San Domingo folgendes vor sich: Unter Führung der Armee und der Polizei veranstalteten die Einwohner von San Domingo eine Bartholomäusnacht, in der, wie gesagt, über 5000 Haitianer ermordet wurden: Männer, Frauen, Kinder. Mittelpunkt der Aktion war die Stadt Dajabón im Nordwesten der Dominikanischen Republik. Nach dem Bericht eines amerikanischen Einwohners von Haiti trieb die Gendarmen die auf dominganischem Gebiet wohnenden Haitianer zusammen und schaffte sie, in Trupps zu 150, nach Dajabón. Von dort wurden sie in Gruppen zu Sechsen nach Süden transportiert, wo in einem Wald Männer (und auch Kinder) auf sie warteten. Sie fielen über die Gefangenen her, schlugen sie mit Knüppeln nieder und murksten sie dann mit Messern, Säbeln, Bajonetten und gabelartigen, dreiklingigen Dolchen ab. Ein Amerikaner, der in San Domingo lebt, schreibt, er habe Karren von Karren gesehen, die mit verbluteten Leichnamen beladen, bluttriefend vorbei- und dem von Haitischen wimmelnden Meer zuzogen. Andere Leichen wurden — abwechselnd eine Schicht Menschen und eine Schicht Holz — aufgehäuft, mit Benzin überhossen und verbrannt. Die Scheiterhaufen schwelten tagelang.

Die Nachricht über das Massaker sickerte nur langsam ins Ausland durch. Beide Regierungen — die haitianische wie die dominikanische — versuchten die Sache zunächst zu vertuschen. Dann erfuhr man zunächst in Nordamerika einiges über die Vorgänge. Und bald darnach teilte Haiti mit, es habe die Vereinigten Staaten, Mexiko und Kuba um ihre „guten Dienste“ zur Beilegung der Angelegenheit gebeten. Die direkt Beteiligten waren also bei ihren unmittelbar geführten Verhandlungen nicht einig geworden. Als die amerikanische

Öffentlichkeit sich zu erregen begann, gab der dominikanische Gesandte in Washington, Pastoriza, eine öffentliche Erklärung ab, in der er von „lokalen Zusammenstößen“ sprach und sich über das „ungewöhnliche Interesse“ beschwerte, das die Vereinigten Staaten der Sache widmeten. Es sei unerwünscht, dieses Interesse, da es sich um einen bereits beigelegten „kleinen Zwischenfall“ handle.

Was diesen „kleinen Zwischenfall“ hervorgerufen habe, wurde der Welt verheimlicht, sei die Empörung der dominikanischen Bevölkerung über die haitianischen Arbeitsucher und -finder gewesen. Also ein spontaner Ausbruch der Volkswut. Dem widerspricht unter anderem: daß es sich nicht um einen „lokalen Zwischenfall“ oder um einige „lokale Zwischenfälle“ gehandelt hat, sondern daß ziemlich alle Grenzdistrikte Schauplatz dieses Nordens waren — ja, daß das Gemetzel sich nicht auf die Grenzbezirke beschränkte, sondern nach der ausdrücklichen Versicherung des schon erwähnten amerikanischen Einwohners von San Domingo zur gleichen Zeit im ganzen Gebiet der Republik, soweit sich Haitianer vorfinden, veranstaltet wurden; außerdem aber auch die Tatsache, daß die eigentlichen Veranstalter die Armee und die Polizei waren. Rein Zweifel: das Massaker war organisiert, und es diente nicht privaten Zwecken bestimmter Bevölkerungsschichten, sondern allgemeinen politischen maßgebender Stellen.

Nachgehend ist in San Domingo nur einer: Trujillo, der Diktator. General Rafael Leonidas Trujillo Molina ist fünfundsiebzig Jahre alt und seit acht Jahren der Herr von San Domingo. Er heißt offiziell: „Generalissimo“, „Vorkämpfer des Vaterlandes“, „Doktor der Unversität“ und „Admiral“. Als Admiral befehligt er ein kleines Dampfschiff, das in Vorkriegszeiten gebaut und mit einer atmosphärischen Kanone und einigen Maschinengewehren bestückt ist. Ehrendoktor wurde er, nachdem er dem Senator Jaime Roca für 10.000 Dollar ein Grundstück abgekauft und es dem Staat für 100.000 Dollars wiederverkauft hatte und der Landwirtschaftsminister Tolentino ihn wegen dieses Verzichts auf ein so wertvolles Besitztum öffentlich gefeiert hatte. Die Hauptstadt San Domingo ist in „Ciudad Trujillo“ (Trujillo-Stadt) umgetauft worden; eine neugeschaffene Provinz trägt den Namen des Diktators, und dasselbe gilt für viele Straßen und andere öffentliche Gebäude.

Wer ist Trujillo? Ursprünglich ein Gangster. Er gehörte nebst seinen Brüdern einer Bande an, die unter dem Namen „Bandilla de Revito“ bekannt war, und trug ihn ihr den Spitznamen „Chapita“. Unabhängig voneinander versichern zwei Autoren, die sein Leben beschrieben haben — Gotay und Sánchez — daß er im Jahre 1911 das Postamt in San Cristóbal bestohlen hat und dann als Flüchtling auf der kleinen Insel Saint Thomas lebte, bis der Sturz des Präsidenten Cáceres es ihm möglich machte, zurückzukehren. Bald nach seiner Rückkehr wurde er und sein Bruder Anibal wegen Viehdiebstahls verhaftet. Im Jahre

1918 beging er eine Scheckfälschung, die ihm sechs Monate Gefängnis einbrachte.

Nach Verbüßung der Strafe wurde er Spigel, und zwar in amerikanischem Sold. Die Vereinigten Staaten hielten von 1916 bis 1924 die ganze Insel besetzt, weil es in den beiden Republiken immer sehr wild herging. Revolten und Morde waren das tägliche Brot. Die USA-Marine, die die Besetzung durchführte, richtete in San Domingo zu ihrer Unterstützung eine „Nationalgarde“ ein. Ihr trat der aus dem Gefängnis entlassene Trujillo als Geheimagent bei. Er blieb nicht sehr lange in ihr; denn er nahm Bestechungsgeld von Spielhöllen und Bordells; und obwohl ein hoher amerikanischer Offizier ihn schützte („aus Gründen, die man nicht im Druck wiedergeben kann“, sagt Carleton Beals in „Current History“), wurde er entlassen. Er trat in den Dienst einer Zudergesellschaft, um nach einiger Zeit wieder in die Nationalgarde zurückzukehren, diesmal als gewöhnlicher Rekrut. Da er rückwärtslos war, stieg er rasch im Rang. Er war berüchtigt wegen seiner Brutalität, seiner Räubereien und seiner Attaken auf Frauen, kam wiederholt wegen Diebstahl oder Vergewaltigung vor Gericht, wurde immer noch von dem erwähnten Offizier geschützt, trotzdem aber schließlich entlassen: wegen Feigheit.

Als die Amerikaner abzogen, fand er sich sofort wieder ein. Er war nun Offizier. Durch Intrigen und Verrat beiseitigte er einen Teil seiner Vorgesetzten und stieg auf. Einer, der ihm im Weg stand, wurde von einem betrogenen Gatten erschossen, den Trujillo über das, was vorging, informiert hatte. Einen anderen brachte er zu Fall, indem er ihm gefälschte Dokumente unterstob, die zeigen sollten, daß er in eine Verkwüderung verwickelt sei. So habnue er sich den Weg zum Gipfel und wurde Kommandant der Nationalgarde. Er taufte sie um in „Nationalarmee“, und im Jahr 1930 machte er mit ihr seinen Aufstieg.

Als sich 1928 eine amerikanische Kommission (im Zusammenhang mit einer notwendig werdenden Anleihe) mit den Finanzen des Staates befaßte, stellte sich u. a. heraus, daß die Armeewäsche im Unternehmen einer Mätresse Trujillos gewaschen wurde, selbstverständlich zu außerordentlich hohem Preis. Die Armeelisten waren voll von Namen, deren Inhaber nie Soldat gewesen waren und also auch nie Löhnung bezogen hatten, und die Kommission kam zu dem Ergebnis, daß von den 18 Dollars Monatslöhnung, die den wirklich in die Armee eingereihten Soldaten zustanden, 8 bis 10 Dollars den Weg in Trujillos Taschen nahmen. Soldaten, die protestierten, kamen ins Loch oder „verschwand“.

Seitdem Trujillo Diktator ist, lohnt sich das Geschäft erst richtig. Seine Familienangehörigen sitzen in wohlbezahlten Stellen. Mit ihnen zusammen hat er die gesamte Nahrungsmittelindustrie, die Tabakindustrie, die Seidenindustrie und andere Produktionszweige monopolisiert. Verschleißigkeit und Monopolwesen, die früher Charakteristiken der Armeekasse waren, sind Eigenschaften der gesamten

Verwaltung geworden. Am Staat profitiert selbst ein neunjähriges Kind, Trujillos Sohn von einer Lieblingsmätresse: noch in der Wiege wurde er zum Obersten ernannt und bekam den Lohn eines solchen ausgesetzt. Vor einigen Jahren hat das „Parlament“, in einer Resolution, die Vergleiche mit Philipp von Makedonien und Alexander zog, dem Knaben den Titel „Erlauchtes Kind“ verliehen.

Trujillos Herrschaft ist eine Kette von Abscheulichkeiten. Mehrere Tausende politischer Gegner wurden von seiner Sonderpolizei ermordet; Tausende sitzen im Gefängnis. Unter den Todesopfern finden sich viele der Besten aus Literatur und Wissenschaft. Eine der Spezialitäten Trujillos ist es, sich großer Hinterlassenschaften zu bemächtigen. Aber auch kleine, ja arme Leute sind nicht sicher, wenn es um große Interessen geht. So wurden vor einigen Jahren sechshundert domingianische Bauern in den Provinzen Moca und Puerto Plata abgeschlachtet, weil sie sich nicht ihr Land rauben lassen wollten von einigen großen Guter-Syndikaten, an deren Gedeihen der Diktator natürlich interessiert ist. Es wird behauptet, daß im Gefängnis mehr als tausend Menschen nach gräßlichen Foltern getötet wor-

den sind; viele seien im Gefängnis von Miqua lebendig verbrannt worden.

Was hinter der Ermordung der fünftausend Haitianer steckt, sind zwei Dinge: Erstens wollte der Diktator, da Wahlen bevorstehen, durch Herbeiführung eines außenpolitischen Zwischenfalls die inneren Gegensätze abschwächen; und zweitens —

Zweitens ist er ein Bewunderer Hitlers und hat in den letzten Jahren mit Deutschland politisch und wirtschaftlich enge Fühlung genommen. Im Verlauf gewisser Verhandlungen hat er sich bereit erklärt, 40.000 deutsche Siedler aufzunehmen und hauptsächlich in den Grenzgebieten anzusetzen. Ein großer Teil der im Oktober ermordeten haitianischen Bauern saß auf dem Land, das Trujillo den Deutschen zugedacht hat. Zweitens — und wahrscheinlich hauptsächlich — war also das Oktobermassaker einfach eine Enteignungsmaßnahme nach dem Rezept Trujillo: rabidale, entschuldigungslose Enteignung durch physische Vernichtung des Eigentümers. Wenn das nicht ganz geglättet ist und nun doch 750.000 Dollars bezahlt werden müssen, so wird das ganze wohl trotzdem noch ein recht ordentliches Geschäft sein.

Paris glaubt man wieder, gegen Luftangriffe dadurch besser geschützt zu sein als jede andere Stadt der Welt, daß man in den 1800 Kilometer langen Katakomben, welche sich unter der Stadt befinden, 27.000 bombensichere Räume errichtet.

Japanische Architekten haben eine Konstruktion ausgearbeitet, die einen besonders guten Schutz gegen die häufigen Erdbeben gewährleisten soll. Es soll möglich sein, jedes größere Haus mit einer elastischen Unterlage zu versehen, die ähnlich den Schlingertanks der Schiffe, die Stöße und Schwingungen des Erdbodens ausgleichen kann. Theoretisch ist also jede Erdbebengefahr ausgeschloffen. Allerdings bleibt noch abzuwarten, wie sich diese Konstruktion in der Praxis bewähren wird. — — —

Verschiedene Baustoffe

Die Erfindung des Eisenbetonbaues ist verhältnismäßig noch sehr jung. Der Erfinder desselben war der Gärtner J. Monier. Er verfertigte als erster Blumenkübel aus Zement mit einer Drahteinlage. Daraus entwickelte sich mit der Zeit die Eisenbetonbauweise.

Immer öfters kommt es vor, daß man Glas zum Bauen benützt. So existiert z. B. auf der Fifth Avenue in New York ein Bau, der völlig aus Glas hergestellt ist. Die Wände bestehen aus einer neuen Art von Glasziegeln, die von außen wohl eine glänzende Fläche haben, aber nicht durchsichtig sind. Sie sollen trotz erheblicher Dicke zwei Drittel des Tageslichtes durchlassen können. Das Haus wird völlig fensterlos sein, doch da die Glasziegel nicht porös sind, mußte eine besondere Ventilation eingebaut werden, um die notwendige Durchlüftung des Hauses sicherzustellen. Auch in Moskau wurde nach den Plänen des berühmten französischen Architekten Corbier ein Haus gebaut, das hauptsächlich aus Beton und Glas besteht. Es hat einen Rauminhalt von 180.000 Kubikmetern.

Seit der letzten großen Baumwollkrise versucht man in Amerika die Baumwolle, statt sie zu vernichten, einer neuen Verwendungsmöglichkeit zuzuführen. In Texas hat man versuchsweise Baumwolle zum Häuserbau verwendet. An Stelle von Beton wird ein Gemisch von Sand und Zement mit Baumwolle hergestellt, in Formen gegossen und zu Blöden verarbeitet, die ein ausgezeichnetes Baumaterial darstellen sollen.

Was Menschenhände vollbringen können

Die Geschichte der Menschheit lehrt uns, welche wahre Genialität die alten Völker bei ihren Bauten entwickelten. Bei Segovia in Spanien befindet sich eine Wasserleitung aus der Römerzeit, die zehn Meilen lang ist und über eine dreißig Meter hohe Schlucht führt. Sie befindet sich heute noch in tadellosem Zustand.

Die längste Kanalanlage der Welt ist in Australien. Sie geht von der Küste bis zu der 520 Kilometer entfernten Stadt Coolgardie. Der modernen Zeit angepaßt ist die Rolltreppe, welche der amerikanische Staat Pennsylvania zur Zeit auf den sehr schwer zugänglichen, aber einen herrlichen Rundblick bietenden 1600 Meter hohen Berg Monard für die Bergnützungssendenden bauen läßt.

Die Bauten sind ein Spiegel der Welt, wenn auch oft ein verzerrender und an manchen Stellen schon erblindeter. In ihm tauchen Kontraste auf, die man wohl als interessant, aber nicht immer als für die Menschheit zu traglich bezeichnen kann. So wohnten zum Bei-

Von der Katakombe bis zum Wolkenkratzer

Von Peter Walz

Es wäre ein großer Irrtum, anzunehmen, daß heute schon alle Menschen in für unsere Begriffe normalen Wohnungen hausen. Ein Viertel der Bevölkerung der Erde, nämlich fünfhundert Millionen Menschen, wohnen in Erdhöhlen, Zellen und Höhlen. Aus dieser Tatsache darf man aber nicht ableiten, daß die steinernen Häuser etwa eine Errungenschaft der letzten Jahrhunderte seien. Schon vor etwa viertausend Jahren wohnten die Babylonier in Steinhäusern mit Baderäumen und anderen Bequemlichkeiten. Allerdings so rasch und gründlich wie heute, wo man sich in einem New Yorker Barenhaus ein komplettes Einfamilienhaus innerhalb von zwölf Stunden auf einem bestimmten Platz bezugsfertig herstellen lassen und gleichzeitig angeben kann, welches Klima man eingebaut haben will, dürften die babylonischen Baumeister kaum verfahren sein.

Werkwürdige Bauten!

Die armenischen Bauernhäuser sind wegen der in ihren Gegenden im Winter herrschenden Kälte halb in die Erde gegraben und vollkommen flach gedeckt. Oft bemerkt der Reisende ein aus solchen Häusern bestehendes Dorf erst, wenn er auf einem dieser versteckten Dächer steht. Die neuen Wolkenkratzer, die man jetzt in Amerika entstehen läßt, kann man dagegen nicht unauffällig nennen. Sie sollen vierhundert bis fünfhundertfünfzig Meter hoch werden.

Ein römischer Architekt hat kürzlich eine Villa ohne Fenster errichtet, deren Hauptvorteil darin liegen soll, daß sie jeden wie immer gerichteten Strahlenlärm fernhält und im Innern vollkommen staubfrei ist. Diese Eigenschaften mögen ja höchst praktisch erscheinen, — ob sich aber die Bewohner eines solchen Hauses auch wohl fühlen, ist eine andere Frage! Noch merkwürdiger berührt uns das Haus des ehemaligen Birkundirektors Jim Marran in Margote City im Staate New Jersey. Der Bau sieht wie ein riesiger Elefant aus, er enthält sechs Zimmer, ein Bad und eine Küche. Die Treppe zum ersten Stock windet sich durch das linke Hinterbein „des Elefanten“.

Modernisierte Kirchen.

Die moderne Technik und das Radio haben auch vor den Toren der ehrwürdigsten Tradition nicht halt gemacht. So kommt es jetzt schon des öfteren vor, daß Kirchentürme ohne Glocken erbaut werden. In Frankreich hat man in letzter Zeit den Versuch unternommen, das Läuten der Kirchenglocken durch Lautsprecher zu ersetzen. In der Kirche von Voubaix wurde diese Einführung mit gutem Erfolg erprobt. Man stellte im dortigen Glockenturm drei Lautsprecher auf; diese standen mit der Sakristei, wo auch ein Grammophon bereitgestellt war, in Verbindung. Die holländischen Kirchenglocken, welche gesendet wurden, empfanden sowohl die Vertreter des Klerus, welche an dieser Vorführung teilnahmen, als auch die Gläubigen als sehr weisevoll.

In Manila auf den Philippinen hat man eine erdbebensichere Kirche errichtet. Sie ist aus Stahl und soll bei Erderschütterungen besonders widerstandsfähig sein.

Als den modernsten Dorr der Welt kann man die neue Reversidi-Kirche in New York bezeichnen. Der Turm ist sechszwanzig Stockwerke hoch und wurde mit sieben Aufzügen versehen. Außerdem verfügt die Kirche noch über zehn Küchen und mehrere Schulräume, eine Bibliothek und einen Turnsaal. In den Kirchenstühlen selbst sind Kopfhörer eingebaut, welche mit einem Mikrophon auf der Kanzel in Verbindung stehen und auf diese Weise auch schwerhörigen Kirchenbesuchern das Anhören der Predigt ermöglichen.

Kriegs- und erdbebensichere Häuser?

Die Angst vor drohenden Gasangriffen wirkt sich auch in der Architektur aus. Der Engländer Alan Daly hat soeben die ersten „kriegssicheren Häuser“ vollendet. Er erzeugt alle Typen vom billigsten Familienheim bis zur elegantesten Villa. Die Gebäude sind unter der Erde, haben künstliches Tageslicht und sind dank ihrer dicken Eisenbetonwände völlig bombensicher. Vor Giftgasen sind sie dadurch geschützt, daß man sie luftdicht verschließen kann. In

spiel in Almeria, einer spanischen Hafenstadt, noch heute ein Teil der Bevölkerung in Steinhöhlen. Eigentümlich berührt es, wenn man quasi als Gegenstück hierzu an den prächtigsten Palast der Welt denkt. Er befindet sich in Dschampur in Indien. Dieser mächtige Marmorbau erforderte zu seiner Errichtung etwa 500 Millionen Schilling. Er ist mit allen nur erdenklichen orientalischen und europäischen Bequemlichkeiten ausgestattet. Jedes der 3463 Fenster des Schlosses ist mit einem Musikinstrument versehen, so daß man von den Fenstern eine leise Musik hört, wenn der Wind hindurchgeht.

Straßen, Tunnel und Wohnbauten, sie alle sind ein Beispiel dessen, was Energie, Kraft und Geist aus einer toten Materie, wie es die einzelnen Baustoffe sind, formen können.

Nur die wenigsten Leute denken, wenn sie etwa durch einen Tunnel fahren, daran, wie schwer die Arbeit von Tunnelbauten ist. Die normale Temperatur beträgt im Innern eines Berges 50 Grad Celsius und wird künstlich auf etwa 30 Grad Celsius heruntergedrückt.

Wie klein und lächerlich wirkt der Mensch, wenn man von dem höchsten Gebäude der Welt, dem „Empire State Building“ in New York, herunterfieht und die vielen winzigen, sich lebhaft bewegenden, schwarzen Punkte beobachtet, die Leute in den Straßen. Und doch ist es nur der Mensch, und möge er gegenüber den Kolossalbauten auch klein erscheinen, der solche in die Geschichte eingehende Wandermäler schafft und ermöglicht.

Der treue Leser

Die Redaktion beschloß, etwas für die Zeitung zu unternehmen. Ein modern geleitetes Blatt muß unbedingt mit seinem Leserkreis Pöhlung nehmen. Man verkündete daher in großer Aufmachung auf der ersten Seite, daß die Redaktion dem ältesten Leser ihres Blattes einen vierzehntägigen Gratisaufenthalt in der Hauptstadt anbiete. Die ältesten Leser meldeten sich zuhauf. Mit Bild und ohne Bild. Mit Lebensbeschreibung und ohne Lebensbeschreibung. Der Gewinner des Ausschreibens wurde Kriehuber.

Kriehuber hatte seine Photographie geschickt. Das Bild stellte einen alten Gebirgler mit langwallendem Barte dar. In der linken Hand hielt er einen krummen Stod, in der rechten Hand die unvermeidliche Pfeife. Alles in allem ein Charakterkopf. Dabei war der Mann nicht weniger als neunundneunzig Jahre alt.

Kriehuber wurde eingeladen, auf Kosten der Zeitung vierzehn herrliche Tage in der Hauptstadt zu verleben. Zugleich sandte man ihm das Reisegeld und Lebensmittel für die Fahrt. Er wurde angewiesen, an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde in der Stadt zu erscheinen.

In der Redaktion herrschte fieberhafte Aufregung. Alles stand bereit, dem Gast ein herzliches Willkommen zu bereiten. Die Stunde verstrich. Der Ehrengast erschien nicht. Die geladenen Gäste verzogen sich mit Kopfschütteln. Der Chefredakteur plägte vor Wut.

Mitten in der Nacht stürmte der Redaktionsdiener ins Zimmer.

„Der alte Leser ist da! Er steht unten mit langem Bart!“

„Jetzt? Mitten in der Nacht?“

„Er kommt soeben die Treppe herauf!“

Der Chefredakteur stand erschüttert. Der treue Leser war eingetreten. Mit seinem ausdrucksvollen Charakterkopf und seinem weißen wallenden Bart. Am Hut trug er eine grüne Feder und sein Körper war noch sehr rüstig.

Der Chefredakteur streckte ihm beide Hände entgegen.

„Warum kommen Sie denn jetzt erst, guter Mann? Wir haben Sie doch verständigt, mir einen bestimmten Zug abzufahren?“

Der treue Leser schüttelte den Kopf.

„Das ist leicht zu erklären“, entgegnete er mit rauher Stimme, „als mir die Leute zu Hause die Sache übergeben haben, haben sie mir nicht gesagt, daß ich zweimal umsteigen muß. Ich bin seit achtzig Jahren Hirte und kenn' mich halt nicht aus. Da bin ich in einem gefehlten Zug eingestiegen und bin eingenickt.“

„Aber es hängen doch eh auf jedem Bahnhof die genauen Fahrpläne — ja, selbst auf jedem Wagen steht geschrieben, wohin er fährt...“

„Wohl, wohl“, nickte der Alte, „seil ist schon möglich...“

„Und?“

Der treue Leser lächelte treuherzig.

„Was nützt das? Ich kann doch nicht lesen!“

Knab Larssen

Zahlen-Kaleidoskop

Die Unruhe in der Uhr legt jährlich einen Weg von rund 10.000 Kilometern zurück.

Die Fische des Meeres haben „Lieblingstemperaturen“, die beim Thunfisch 14 Grad Celsius, bei der Sardine 12—14 Grad, bei der Matrele 11 Grad und beim Kabeljau nur 4 bis 6 Grad betragen.

Wenn heute die gesamten Anlagen des Suez-Kanals durch eine Katastrophe vernichtet würden, könnte die Kartellgesellschaft den Schaden wieder gutmachen, ohne fremdes Kapital in Anspruch zu nehmen, da ihre Rücklagen eine Milliarde Francs übersteigen, während die Kanal-Aktien nur einen Wert von annähernd 950 Millionen Francs besitzen.

Der teuerste und unrentabelste Sport ist die Jagd auf Elefanten. In Belgisch-Kongo kommen bei einer Jagdexpedition auf den Kopf eines erlegten Elefanten, dessen Materialwert kaum mehr als 1000 Francs beträgt, Ausgaben von 35.000 bis 40.000 Francs.

R. Lotte Sassower:

Hans im Glück

(Schluß.)

Sie nahm seine Zeit sehr in Anspruch. Die Verantwortung von Beate's Briefe fand nicht mehr so prompt statt, der Inhalt wurde flüchtiger, oberflächlicher, vulgärer. Es entging ihr nicht und sie wurde traurig. Sie merkte, daß die langen Pausen ihr Bild ihm verblassen machten. Er hatte aber einst Erwähnung gemacht, daß sie eventuell während der Ferien eine gemeinsame Sommerreise machen könnten. Die Idee hatte sie fasziniert und sie begann sofort ihre Vorbereitungen zu treffen, um ihm eine würdige Reisepartnerin zu sein. Sie wollte ihn während dieser Gnadenzeit in allem restlos glücklich machen.

Das war vor Hansens Bekanntschaft mit der Witwe besprochen worden. In der Folge brachte er das Thema nicht mehr aufs Tapet. Beate, die an die Möglichkeit einer Rivalin gar nicht dachte, sprach auch nicht davon, sie wollten einander, malte sie sich in den Sehnsücht erfüllten Stunden aus, zur richtigen Zeit gegenseitig froh überraschen. Und ihr Garderobekasten barg bereits einige entzückende, unbenützte „Ferien Toiletten“.

Doch auch die Witwe dachte an die Urlaubszeit. Ihre sonstigen Freunde waren zu armfelig oder ehelich gebunden, so konzentrierte sie alle Pläne auf die „Wurzen“, wie sie Hans im vertrauten Freundinnenkreis nur nannte. Sie wollte eine schöne Reise machen und sagte dies Hans mit einer entwaffnenden Frechheit, einer zwingenden Selbstverständlichkeit. Sie hatte längst erkannt, daß Hans jedwedes Aufsehen ängstlich miß und hatte seine Nachgiebigkeit in Streitigkeiten, seine Abneigung gegen Szenen häufig genug erfolgreich erprobt. Sie ließ sich die Mittel geben, voreinst „zu ihren Kindern zu fahren“, wie sie gefühlvoll zu dem weicheherzigen Mann sagte. Dann reiste sie ab und zu Hansens peinlicher Ueberraschung, er hielt pedantisch auf korrekte Geldgebarung, flatterte ihm Rechnungen ins Haus, die die Witwe hatte kurzerhand alle Gläubiger an ihn, ihrem „Freund“ verwiesen. Hansens gute Laune begann zu schwinden. Als Beate kam, fand sie ihn gedrückt, auch schmäleren Gesichts und sie machte sich Sorgen und sahob es auf berufliche Ueberarbeitung. Es sei Zeit, ausspannen — gottlob, die Ferien seien nahe! Das Leuchten ihrer Augen bei diesem Wort erhellte sein Gedächtnis und schmerzlich erinnerte er sich an seine nun

unerfüllbare Verheißung. Nie zuvor noch hatte er so sehr erkannt, daß er reines, lautes Gold besessen und gegen einen Mühlstein ausgetauscht hatte. Er mußte ihr irgendwie klarmachen, daß er sie nicht mitnehmen könne. Die Witwe erwartete ihn und knirschend erkannte er, da gab es kein Entrinnen. Er war ihr hörig geworden. Sie hielt ihn auch durch geschickt herausgelockte Geheimnisse, hielt ihn mit zahlreichen Fäden, wie eine Spinne ihr Opfer.

Er mußte Beate's Illusionen zerstören, ihr wehtun. Vielleicht nie noch zuvor hatte er sie so geliebt, wie bei diesem Gedanken. Er stammelte von unausschießbaren Familienangelegenheiten, die zu regeln seien, von unerlässlichen Verwandtenbesuchen. Beate erfaßte die Wahrheit durch Intuition. Aber sie erfaßte auch sein Leid, seine unglückliche Lage, fühlte seine tiefe Liebe zu ihr. Und so empfand sie nur Mitleid mit ihm, drängte die aufsteigenden Tränen zurück und brachte es über sich, zu lächeln und mit freilich etwas unsicherer Stimme auf eine spätere Erfüllung ihrer beider Ferienhoffnungen zu betrosteln. Auch sie liebte ihn in dieser Stunde mehr denn je und sie rang nach einer Möglichkeit, es ihn wissen, es ihn tröstend, bescheiden fühlen zu lassen.

Doch, er war eben — Hans im Glück!... Wenige Tage vor Ferienanbruch kam ein Brief der Witwe, mit der überraschenden Mitteilung, sie habe sich mit dem Vormund ihrer Kinder — verlobt. Hans eilte mit der Freudenbotschaft zu Beate und nun überblickte er deren ganze Bedrängnis. Er ließ sie nicht mehr in sie zurücksehen. Die letzte Station ihrer wundervollen Ferienreise, während welcher er heimlich alle nötigen Schritte eingeleitet hatte, blieb sein ängstlich gehütetes frohes Geheimnis. Da sie unterwegs reichlich Museen, Archive etc. aufgesucht hatten, fiel es ihr nicht weiter auf, als er sie — schon auf der Rückreise — noch in das Rathaus seiner Vaterstadt, die er ihr zu zeigen versprochen, führte. Dort aber erwartete sie der Standsbeamte, dem die bis zur Fassungslosigkeit überraschte und glückliche Beate ihr „Ja“ vorstammelte. Es war ein — Märchen, daß hier einmal die Wirklichkeit das Märchen übertraf. „Hans im Glück“ hat sein Gold wiedergewonnen und den Schatz lebenslang verständnisvoll gehütet.

Freundschaftlicher Rat

Von Lippi

Um sieben Uhr früh läutete das Telephon. Dringlich, schrill, lärmend. Genril hob, etwas verschlafen, den Hörer ab, erstaunt, zu so früher Stunde angerufen zu werden.

„Hier Adrienne!“ hörte er eine hohe, klare Stimme. Eine sympathische Stimme — und Adrienne war auch im übrigen nett und angenehm. Jetzt schien sie etwas erregt zu sein, sie brachte ihre Worte rasch und atemlos hervor.

„Genril, ich muß Sie in einer sehr wichtigen Angelegenheit dringend sprechen... Haben Sie Zeit?“

„Sicher. — Worum handelt es sich denn, Adrienne?“

Doch sie gab keine näheren Erklärungen. „Kommen Sie also um zehn Uhr ins Café „Ancona“. Dort werden Sie alles erfahren.“ Sie läutete ab.

Punkt zehn Uhr betrat Genril das Café am Platenmarkt. Er brauchte nicht lange auf Adrienne zu warten. Sie kam mit eiligen Schritten auf seinen Tisch zu, reichte ihm mit energischer Geste die Hand und setzte sich ihm gegenüber.

„Genril, es ist etwas sehr Wichtiges. Es geht sozusagen um Leben und Tod“, lächelte sie, „denn ich will heiraten. Das heißt — ich bin mir eigentlich darüber noch nicht im klaren, ob ich es tun werde. Genril, ich wende mich jetzt an Sie — Sie werden mich sicher nicht im Stich lassen. Ich brauche von Ihnen einen freundschaftlichen Rat... Gestern abends hat Bruno um meine Hand angehalten...“

„Bruno...?“

„Ja. — Sie kennen ihn doch seit seiner Jugend, sie waren auch, bevor er sich selbstständig machte, Kollegen. Darum wende ich mich an Sie in diesem Augenblick. Sie haben übrigens gar keine Rücksichten zu nehmen, bloß mit Ihre offene Meinung über ihn zu sagen, Ihr Urteil, ob es Ihnen empfehlenswert erscheint, daß ich ihn heirate. Er ist ein begabterster Kerl, besitzt wohl die blendendsten Manieren, er gefällt mir sehr gut — aber über die tieferen Ströme seines Charakters bin ich mir nicht ganz klar. Man kann doch so schwer einen Mann wirklich erkennen! Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir klipp und klar seine Charakterzüge darlegen und Ihr Ja oder Nein dazu sagen.“

Genril überlegte eine Weile. „Es ist schwer, bei einem so schicksalsstörerem Schritte einfach sein Urteil, das immerhin persönlich ist, abzugeben. Aber, Adrienne, in diesem Falle muß ich, da ich Bruno wirklich sehr gut kenne, Ihnen von einer Ehe mit ihm abraten. — Er ist anziehend und geistreich, das gebe ich ohne weiteres zu, seine Art wirkt auf Frauen sehr angenehm, — doch das ist in diesem Falle der schwerwiegende Grund gegen eine Ehe. Denn er ist in der Liebe, ich weiß es ganz bestimmt sehr unzuverlässig. Er hält sein Wort oft nicht, er liebt das Angenehme und das Spielerische, doch seine Liebe ist nicht von Dauer. Im übrigen ist er kein Charakter. Nein! Wir, seine Kollegen und Bekannten, haben ihn alle gern, aber — er ist unzuverlässig in jeder Hinsicht! Ich will Ihnen keine ins kleinste gehende Schilderung von Bruno geben, aber er hat einige schwerwiegende Fehler, die ihn keinesfalls zu einem Eheleben mit einer Frau, wie Sie es sind, geeignet machen.“

Genril tat es sich nicht leicht, solche zerschmetternde Worte sagen zu müssen, doch er setzte nach einigem Zögern fort:

„Adrienne, Sie haben Offenheit gefordert. Ich kann Ihnen also von Bruno nur abraten.“

Er eignet sich für eine kleine Freundschaft, einen Flirt, eine vergängliche, nichtsagende Liebelei — doch Sie fänden kein Eheglück an seiner Seite!“

Adrienne war etwas blaß geworden, doch sie überwand ihre Unruhe rasch. Sie warf einen Blick auf die Wanduhr.

„Ich muß jetzt gehen“, sagte sie. „Ich danke Ihnen aus volstem Herzen, Sie haben mich der Ungewißheit, die mich gestern abends quälte, entlassen. Ich werde Ihnen für Ihre Freundschaftlichkeit immer dankbar sein!“

Dann zog sie den Mantel an und gab Genril die Hand. Sie verließ das Kaffeehaus.

Sechs Monate später traf Genril Drauf Adrienne durch Zufall auf der Straße. Er hatte sie die ganze Zeit nicht gesehen. Sie war erfreut, ihn zu sehen, ihre Augen strahlten... Eine schöne Frau, stellte Genril fest.

„Ich bin so glücklich, Genril“, sagte sie. „Ihr freundschaftlicher Rat hat mich Ihnen sehr verpflichtet. Denn sehen Sie, Ihre Schilderung von Bruno war so treffend und gerecht.“

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 382.

Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen. (Original.) Schwarz: Kc5, Df3, Lb2, h7, Be5, e3, f7, g5 (8)



Weiß: Ka2, Db5, La5, Sd4, e3, Bd3, h3. (7) Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 379: Sb5—d6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Anler Rudolf und Dinnebler Emil, Tetschen, Nitsch Rosa, Trupschitz; Tepper Franz, Karlsbad; Koukal Franz, Prag-Strahnice; Schöfel Anton, Schöbritz; Bartl Rudolf und Schaffer Heinz, Kleisehe; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Boutschek Hilde, Franzendorf b. Reichenberg; Schmitt Emil, Schachaktion, Lang-Ugezd; Rotsch Manfred, Kleinpriesen; Hahl Erwin, Freundl Anton, Tyle Lady, Schindler Robert, Chimlak Teo, Lohmüller Hans, Holfeld Otto, sämtlich Nesteritz; Strache Karl, Klotzig Rudolf, Richter Heinrich, Pfeiffer Ernst, Richter Oswald, sämtlich Groß-Priesen; Rudek Peter, Brück; Schöpka Josef, Dux; Ulbert Rudolf, Prosditz; Berger Josef, Klein-Ugezd; Havel Franz, König Anton, Walter Ludwig, Skarwada Franz, Scharoch Franz, sämtlich Arb. Schachklub, Wisterschan.

Arbeiter-Schach

II. Kreis 2. Bezirk.

Zu den am 6. März beginnenden Bezirksereignissen im Bodenbacher Bezirk treten fünf Schach-Sektionen mit 7 Kampfmannschaften an. Nachstehend die Ergebnisse der Vereinsmeisterschaften II. beim Bezirk liegenden Turniertabellen und die Termine der Serienspiel-Runden.

Bodenbach: Fleck Dankwart, Fieber Arthur, Rötter Gust, Thomas Karl, Richter Josef, Mader Rudolf, Eckert Erwin, Slansky Ernst, Weigend Adolf, Billinsky Ernest, Herschmann Arno, Paul, Fohry.

Krochwitz: Almann, Scherze Erwin, Müller Karl, Pappisch, Wenzel, Hocke, Böhm, Rauchauf, Zschke R., Eckert Erich.

Sie setzte hinzu: „Ich habe ihn geheiratet. — Ich tat es, weil ich wußte, daß es für eine Frau sehr reizvoll sein mußte, einen Menschen mit so viel schlechten Eigenschaften zu besitzen. Und er hat eine Eigenschaft, die vor einer Frau alle anderen entschuldigt — er liebt mich!“

Der Widerruf

Zu Buchharris, dem Chefredakteur einer kleinen Boytoner Zeitung, kam einst ein erzürnter Leser. Der Mann hatte berechtigte Ursache zur Klage.

„In Ihrer Zeitung steht, ich hätte mich aufgehängt“, sagte er entrüstet. „Wie Sie sich selbst überzeugen können, ist das eine Lüge. Ich verlange, daß Sie sofort einen Widerruf bringen!“

„Das geht nicht!“, erwiderte der Zeitungsmann kalt und entschieden. „Arztümer können bei uns nicht vorkommen. Wie wollen aber die Nachricht bringen, es sei Ihnen dabei der Strick abgerissen und Sie wären glücklich davon gekommen.“ Walter Jelen.

Eulau, 2 Mannschaften, A und B: Gantner Josef, Schikantz Franz, Hübner Max, Braut Franz, Hauschild Emil, Hruby Alfred, Schlössinger Franz, Hauschild Hermann, Krauspenhaar Arno, Spertl Otto, Fischer Josef, Jäger Willi, Jäger Karl, Hortsch Fritz.

Seldnitz: Schinkel W., Dowiasch H., Kreisler Fr., Jüstel Fr., Ullrich Fr., Melzer Rich., Deutschmann R., Redlich Karl, Pompe Alf., Schwab Jos., Schuller Br.

Rosowitz, 2 Mannschaften, A und B: Hickisch Emil, Heier Robert, Schan Fritz, Gabeler Johann, Thiele Alfred, Hein Willy, Glizest K., Fritscher Benno, Wollanek Ernst, Loos Franz, Steing J., Lorenz Jos., Wuchterl V., Eckert Heinz, Schneider Franz, Schlich Willi.

Die genannten Spieler dürfen nur in der oben angeführten Reihenfolge durch Ausweis des Mitgliedsbuches der Atus-Union (in welchem die letzte Monatsmarke geklebt sein muß) II. Bezirksbeschlüß antreten. Eine Kampfmannschaft besteht heuer erstmalig aus 6 Spielern.

Der 7. Spieler ist schon Ersatzmann und darf nur immer an der letzten Stelle der Kampfmannschaft antreten. Zwecks Vermeldung von Streitfällen ist es Pflicht eines jeden Vereinsspielers, sich oben angeführten Vereinsspielplan auszuscheiden!

Runden-Einteilung

1. R u n d e, 6. M ä r z: Krochwitz A gegen Rosowitz B. — Eulau A gegen Eulau B. — Seldnitz A gegen Rosowitz A. — Bodenbach spielfrei.

2. R u n d e, 13. M ä r z: Eulau B gegen Seldnitz A. — Rosowitz B gegen Eulau A. — Bodenbach A gegen Krochwitz A. — Rosowitz A spielfrei.

3. R u n d e, 20. M ä r z: Eulau A gegen Bodenbach A. — Seldnitz A gegen Rosowitz B. — Rosowitz A gegen Eulau B. — Krochwitz spielfrei.

4. R u n d e, 27. M ä r z: Rosowitz B gegen Rosowitz A. — Bodenbach A gegen Seldnitz A. — Krochwitz A gegen Eulau A. — Eulau B spielfrei.

5. R u n d e, 3. A p r i l: Seldnitz A gegen Krochwitz A. — Rosowitz A gegen Bodenbach A. — Eulau B gegen Rosowitz B. — Eulau A spielfrei.

6. R u n d e, 24. A p r i l: Bodenbach A gegen Eulau B. — Krochwitz A gegen Rosowitz A. — Eulau A gegen Seldnitz A. — Rosowitz B spielfrei.

7. R u n d e, 8. M a i: Rosowitz A gegen Eulau A. — Eulau B gegen Krochwitz A. — Rosowitz B gegen Bodenbach A. — Seldnitz A spielfrei.

Lokale, in denen die Spiele ausgetragen werden, sind: Eulau: Arbeiterheim, Bodenbach: Volkshalle, Rosowitz: Lerches Gasthaus, Krochwitz: Arbeiterheim, Seldnitz: Preini-John.

Der zuerst genannte Verein hat das Spiel in seinem Vereinslokal auszuführen, somit für Bretter und sonstige spieltechnischen Beihilfe zu sorgen. Die Gäste-Mannschaft hat am ersten Brett stets weiß.

Die Runden erscheinen zu den jeweiligen Terminen nochmals unter der Schachdecke. Der Bezirk bittet im eigenen Interesse alle Vereine die Spiele so glatt und termingemäß als möglich abzuwickeln, damit keine Differenzen entstehen. Spiele außer den oben angeführten Terminen können nur unter schriftlichem Übereinkommen der beiden Vereine absolviert werden, da zu einem Schiedspruch eine schriftliche Unterlage vorhanden sein muß. Beginn der Spiele um 1/9 Uhr vort. mit 1 Stunde Wartezeit.